

Zeitschrift: Aarauer Neujahrsblätter
Herausgeber: Ortsbürgergemeinde Aarau
Band: 44 (1970)

Artikel: Franz Xaver Bronner : der Kanton Aargau
Autor: Tschopp, Charles
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-558952>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 19.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Franz Xaver Bronner: Der Kanton Aargau

In den zwanziger, dreissiger und vierziger Jahren des letzten Jahrhunderts sahen die Aarauer bei freundlichem Wetter einen Greis, meistens Arm in Arm mit seiner Frau, gegen Abend in das Oberholz hinaufspazieren: Ein zierliches Männchen unter einem breitrandigen Filzhut und in einem viel zu kurzen Mäntelchen. Das war Franz Xaver Bronner, geboren im Dezember 1758 in Höchstädt an der Donau, gestorben im August 1850, also fast 92jährig.

Dem aufgeweckten Knaben erteilte der Kantor Unterricht im Singen und bleute ihm mit Peitsche und Fusstritten die ersten Begriffe der Religion ein.

Bronner wurde Mönch; aber 1785, zwei Jahre nach der Priesterweihe, stahl er sich aus dem Kloster weg und kam ein erstes Mal in die Schweiz. Er war wohl gottesgläubig – er glaubte sogar an die Engel –, aber nicht christusgläubig. 1786 kehrte er nach Augsburg zurück, kam aber 1793 wieder in die Schweiz, wo er für vier Jahre Redaktor an der Zürcher Zeitung wurde (es war jene Zeitung, die 1780 gegründet worden ist und die sich später in «Neue Zürcher Zeitung» umtaufte). Bronner wechselte mannigfaltig Beruf und Stelle. Für uns in Aarau ist wichtig, dass er 1804 Professor für Mathematik und Naturwissenschaften an der Kantonsschule wurde.

1810 bis 1817 unterbrach er seine Aarauer Schultätigkeit durch eine Professur für Physik und höhere Mathematik an der Universität Kasan in Russland.

1817 wurde er wiederum Professor für Mathematik an der Kantonsschule Aarau und bald auch Rektor.

Eine genaue Aufstellung würde zeigen, dass dieser Mann Mönch und Priester und Dichter und Schriftsteller und Redaktor und Sekretär und Aufseher im Schlössli-Internat und Professor nicht nur für Physik und Mathematik, sondern noch für zahlreiche naturwissenschaftliche Fächer wurde – und dass er später sich auch als Bibliothekar und Archivar betätigte.

Sein Leben mit der geradezu unheimlichen Menge von je-
weilen tüchtig ausgeübten Berufen zeigt in dieser Hinsicht fast
überdeutlich eine Eigenheit, die in vielen Biographien jener Zeit
uns auffällt: Nämlich die ungemeine Leichtigkeit und Schnellig-
keit des Berufs- und Ortswechsels, verbunden allerdings mit
einer allgemeinen Unsicherheit der jeweiligen Stelle.

Dazu kommt eine Merkwürdigkeit, die mit dem hohen Alter
Bronners und mit der erstaunlich lang bewahrten Frische seines
Geistes zusammenhängt: Nämlich dass er in einem Lebensalter,
da andere schon längst müde und mehr als müde sind, anspruchs-
volle Berufe ausfüllte und Werke schuf. Mit 60 Jahren schwän-
gerte der Junggeselle ein Mädchen; er schämte sich dessen und
trat sofort als Rektor zurück. 1827, also mit gegen 69 Jahren,
wurde er Kantonsbibliothekar; 1830, also im 72. Altersjahr,
wurde ihm dazu Staatsarchiv und Regierungsregistratur anver-
traut, und er blieb noch gegen 17 beziehungsweise gegen 14
Jahre in beiden Ämtern, die er erst kurz vor seiner völligen Er-
blindung aufgab.

1836 fragte die Hubersche Buchhandlung in St.Gallen den
78jährigen, ob er eine umfassende Beschreibung des Kantons
Aargau liefern könnte. Er nahm den Auftrag an; und als gegen
86jähriger hielt er 1844 das fertige Werk in den Händen.

Es gibt wohl Leute, die als über 70-, ja über 80jährige geistig
rege sind und vielleicht noch an einem grösseren Werk arbeiten.
Aber was auffällt: Sie bringen es fast nie mehr fertig. Es ist, als ob
sie dächten: Am altgewohnten Werk kann ich noch erfolgreich
arbeiten. Aber wenn es einmal abgeschlossen sein sollte, wird
mir die Kraft fehlen, um ein neues zu beginnen. Und es ist auch
so, als ob sie fürchteten, dass der Abschluss des Werkes symbo-
lisch den Abschluss ihres Lebens vorausnähme. Goethe, der im
hohen Alter seinen «Faust, 2. Teil» beendigte, hat die ent-
sprechenden Empfindungen verspürt und eingestanden.

Hier ist nun dieses letzte grosse Werk Bronners: Zwei Bände
mit nicht allzu grossem Satzspiegel, aber mit 524 beziehungs-
weise 430, zusammen 954 Seiten. Eine gewaltige Stofffülle ist

darin genau und zuverlässig gesammelt, vielleicht nicht immer gebündelt.

*

Das Werk beginnt mit einem Motto: *Cuncta vigent; mens cuncta suos convertit in usus* (Alles ist im blühenden Zustand; der Geist verwandelt alles zu seinem Nutzen). Es folgt ein «Schreiben an eine Freundin», eine damals beliebte und weltmännisch scheinende Art, ein Werk einzuleiten. Wir erfahren dabei, was übrigens fast jede Seite des Werkes beweist, dass Bronner den Kanton erwandert hat.

«*Das Aargau, der jetzige neue Kanton, besteht aus vier Hauptteilen.*» So beginnt der eigentliche Text. *Das Aargau* – oder wie die Alten schrieben: das Ergöuw – wurde wirklich noch als der «jetzige neue Kanton» empfunden. Gesetzt, Bronner hätte diesen Satz 1836 geschrieben, als er den Auftrag übernahm, so wäre die Zeit der Gründung so weit zurückgelegen wie für uns das Jahr 1936. Als 45jähriger hatte er die Gründung miterlebt.

Ausführlich gibt nun Bronner die Einteilung des Kantons in Bezirke, der Bezirke in 50 Kreise. Die Kreiseinteilung besteht immer noch. Zum Kreis Entfelden gehören zum Beispiel: Oberentfelden, Unterentfelden, Muhen und Hirschthal; zum Kreis Suhr: Suhr, Buchs, Rohr und Gränichen. Diese Einteilung hat eine gewisse verwaltungstechnische Bedeutung, aber sie schafft nicht eigentlich lebendige Einheiten.

Die «Gränze» des Kantons wird in Schweizerstunden angegeben. «Es wäre leicht, eine Grenzbereisung des Aargaus zur Lustreise zu machen.» So schreibt Bronner und beginnt gleich als munterer Wanderer diese Reise in Gedanken: «Wandert man von der Brücke zu Aarau am rechten Aarufer eine Viertelstunde weit aufwärts bis zur Gegend, die «Im Roth-Tann» heisst, so kommt man zur Mündung des Gränzbächleins gegen Westen, wo der Kanton Aargau das Solothurner Gebiet bestreift. Der Bach betreibt die Mühle von Wöschnau und fliesst aus dem angenehmen Roggenhauser-Thälchen herab. Geht man an den

Häusern hin durch die Waldschlucht südwärts hinauf, so führt der Fusspfad am Eppenbergerwald fort, wo zuweilen Rehe zu sehen sind, die zum Trinken dahin kommen. . . » Heute sind es Hirsche!

So geht es weiter. Wo die Grenze oberhalb Aarburgs im Rinnsal der Aare verläuft, gibt er nicht an. Genauer ist Bronner an der Nordgrenze: «Von Kaiserstuhl bis nach Kaiseraugst macht der Thalweg des Rheins die Gränze gegen das Grossherzogtum Baden.» Unter Talweg versteht man die ehemals für die Schifffahrt ausserordentlich wichtige tiefste Rinne eines Flusses, die er auch bei karger Wasserführung noch erfüllt.

Es folgt ein ausgedehntes Kapitel über die «Alterthümer» des Aargaus; vorerst die römischen. Er schildert Vindonissa: «Zwei Reste grosser Römerwerke sind in Vindonissa besonders merkwürdig» (= bemerkenswert), «das Theater und die Wasserleitung. Noch in der Mitte des 18. Jahrhunderts ragten die Ruinen des Amphitheaters sehr kenntlich aus dem ebenen Ackerfelde. Es hatte eine ovale Gestalt, zwei Pforten, im Osten und Westen, führten in das Innere desselben, seine Länge betrug 320 bis 325 Berner-Fuss, die Mauern bestanden aus schönen Quadern, ein edler Styl aus Vespasians Zeiten gab sich am ganzen Gebäude kund; die Ruine des östlichen Tores erhielt sich noch bis in das siebente Dezenium des vorigen Jahrhunderts. Die damalige Regierung hatte solche geringe Achtung für solche seltene Denkmale, dass sie das ganze Stück Landes, auf welchem sie standen, zwei Brüdern vom Maurerhandwerke käuflich überliess, welche dann Alles umwühlten, die schönsten Monumente, Säulen, Bildhauer-Arbeiten, Inschriften und dgl. zu neuen Mauern verwandten oder auf andere Weise vernichteten, die aufgefundenen Münzen aber von Gold, Silber, Kupfer und anderm Erze, Gemmen, Vasen, Werkzeuge usw. ins Ausland verkauften. . . Beim Nachgraben in den Jahren 1793 bis 1794 gerieth Herr v. Haller auf ein unterirdisches Gewölbe, in welchem eine ausserordentliche Menge Thierknochen, Hörner von Ur-ochsen und Bärengebeine zum Vorscheine kamen. Daher er-

hielt diese Vertiefung beim Volke den Namen *Bärlisgrube*. Der Ausdruck «Bärlis-» oder «Bärleisgrube» ist allerdings viel älter und vielleicht eine unmittelbare Erinnerung an die wohl häufigen Bärenspiele; «Leis» bedeutet wahrscheinlich Tanz und Spiel. Im übrigen ist unglaublich, wie viel Römisches noch im 18. und sogar im 19. Jahrhundert zerstört worden ist. Aber man weiss: Auch das marmorne alte Rom ist grösstenteils in gebrannten Kalk verwandelt worden.

«Die Wasserleitung, welche noch heute dem Stifte Königsfelden gutes und reichliches Quellwasser zuführt, beginnt am Berge Brunneck, und leitet das Wasser über das ganze Birrfeld hinweg bis zur Stelle, wo es benutzt wird...» «Brunneck» schreibt Bronner wahrscheinlich der römischen Wasserleitung zu liebe und nicht der wissenschaftlichen Etymologie!

Überall im Kanton fand man zu Bronners Zeiten und findet man immer noch Legionsziegel, besonders von der Legio undecima Claudia Pia Fidelis (von der elften klaudischen Legion) und von der Legio vigesima prima Gallica Rapax (der reisenden, unaufhaltsamen 21. Legion). Daraus schloss Bronner, allerdings nicht mit zwingender Logik, dass überall Sommerlager der Kohorten waren.

Es ist unglaublich, wie viel Römisches man bis zu Bronners Zeiten fand: «In der sogenannten Würfelmatte, am Fusse des Schlossberges» (von Baden) «wurden um das Jahr 1736 eine Menge kleiner Würfelchen gefunden... Ihr Stoff war Bein; doch enthielt die Mineraliensammlung des sel. Chorherrn Johannes Gessner in Zürich auch solche, welche wahre Schwefelkieswürfel waren, mit braunem Ocker überzogen und mit gehörigen Äuglein begabt... Man gab vor, ein Würfelabrikant habe zur Zeit, da die römische Besatzung noch auf der Festung lag, seinen Aufenthalt auf jener Wiese genommen und sein Fabrikat an alle Liebhaber des Würfelspiels verkauft. Als ihn plötzlich ein alemannischer Überfall vertrieb, seien die Würfelchen zerstreut, in die Erde getreten und bis zur gegenwärtigen Zeit darin geborgen worden. Andere behaupteten sogar, die Würfelchen von Bein seien

ein wahres Naturspiel, obschon die Äuglein darauf genau wie bei den gewöhnlichen Würfeln gezeichnet und der Stoff organisch war. Ein Beispiel, wie leicht sich unkundige Leute durch sonderbare Fiktionen vorgeblicher Naturprodukte täuschen lassen! Die netten Würfelchen gewährten dem Verkäufer eine Zeit lang guten Vertrieb; denn jeder wohlhabende Badegast wollte seiner Familie solches Spielzeug mitbringen.»

Die Aufzählung der Fundorte will kein Ende nehmen: In Kölliken, dessen Ortsnamen er nach der etwas fahrlässigen und raschen Art seiner Zeit als «in collibus» deutete («in den Hügeln»), obwohl er den mittelalterlichen Namen «Collinchoven» kannte, der diese Deutung unmöglich macht. . . , in Kölliken also fand man Silbermünzen: «Im fünften Jahrzehend des 18. Sekulums scharreten Hirtenknaben an der nordwestlich gelegenen Anhöhe ein Gefäss aus der Erde von gebranntem rothen Thone mit zerbrochenem Deckel, das bis 3 hundert silberne Münzen von Heliogabalus bis auf Posthumus enthielt, die grösstentheils ins Münzcabinet der Berner Bibliothek kamen. Schon früher fand man an den Anhöhen hin Silbermünzen von Gordianus Pius und Philippus Arabs.»

«Den 22. August 1633 grub ein Bauer in einem Wäldchen, nicht weit vom Dorfe Wettingen, 7 bis 8 Geschirre und runde Platten verschiedener Grösse von reinem Silber aus der Erde hervor; die einen waren mit allerlei Bildnissen keltisch-römischer Götter, die andern nur mit Inschriften geziert. . . Man erkannte auf den Gefässen die Abbildungen Jupiters, Merkurs, des Mars, des Apollo und der Diana. Nahe bei diesem Schatze grub man einen Topf voll silberner Kaisermünzen heraus, die der Zeit Hadrians und seiner Gemahlin Sabina, des Gordianus Pius, Maximinus Dacia und des Kaisers Constantius II. angehörten. Wahrscheinlich wurde also dieser Schatz in den Tagen von Chnodomars Verwüstungen in Gallien und Helvetien (um das Jahr 351) in die Erde vergraben. Das Silber der Gefässe ward gewogen und unter die acht alten Orte, die damals die Grafenschaft Baden beherrschten, vertheilt. Die meisten Stücke wurden

für das kaiserliche Kunst- und Antikencabinet in Wien aufgekauft.»

Der Fund war so wunderbar, dass ihn Merian in seiner Beschreibung schweizerischer Städte abbildete, wo er eigentlich kaum hingehörte. Er erinnerte an den prachtvollen, ja erschütternd grossartigen Fund vor einigen Jahren in Kaiseraugst, der jetzt in der Domus Romana Augustae Rauricae constructa zu sehen ist.

Man kriegt den Eindruck, der Boden des Aargaus gleiche einem Palimpsest. Darunter versteht man ein schon in der Antike beschriebenes Pergament (oder einen Papyrus), dessen Schrift mehr schlecht als recht mit einem Schwamm abgewischt, mit einem Schabmesser abgekratzt worden ist, damit es neu beschrieben werden konnte. Unter mittelalterlicher oder neuzeitlicher Schrift kann man aber, mit Mühe allerdings, noch den alten Text herauslesen.

*

Auf die römische Zeit kommt die mittelalterliche mit ihren Burgen und Schlössern: «Wenn wir bei Aarau anfangen und rings im Stern umherwandeln, treffen wir folgende Burgen und Schlösser des zahlreichen Adels. . .» Er beginnt demgemäss mit dem Turm Rore, kommt zum Schössli, zu Küngstein und Biberstein: «Ein weit sichtbares Schösschen, das seine Mauern in den Fluss senkt», was für heute nicht mehr stimmt. «Die Aar verschlang schon vor alten Zeiten das ebene Wiesenland des Städtchens», das heute wieder zurückgewonnen ist, «und der aussaugende Johanniter-Orden liess keinen Gemeingeist unter den Bürgern erwachen, der für die Erhaltung der Ringmauern und das Wohl der Bürger gesorgt hätte.» Wir wollen aber nicht vergessen, dass die Gründung des Städtchens sowieso eine misslungene Aktion war.

«Auenstein, eine Burg auf Felsen in der Aar, war der Sitz der Edeln dieses Namens. Bern und Solothurn belagerten das Schloss im Jahre 1389. Hemmann von Reinach lag darin mit seiner Besatzung von etwa hundert Mann. Seine Ehefrau, Ursula von Homberg, übergab das Schloss mit dem Beding, dass ihr gestattet

werde, mitzunehmen, was sie tragen möge. Sie trug ihren Ehemann heraus, der sonst um das Leben gekommen wäre. Die Burg ward geplündert und zerstört, die Besatzung theils getödtet, theils gefangen.» Das erinnert an viele bekannte, ähnliche und ähnlich unsichere Geschichten, alle nach dem Urbild der Weiber von Weinsberg. . .

Die Aufzählung früherer Besitzer ist zumeist ziemlich langweilig; aber Bronner fügt von Zeit zu Zeit eine bemerkenswerte kleine Anekdote hinzu: «Eifrig baut ein Knabe auf dem buschigen Scheitel des nahen Hügels eine Hütte und freut sich darin zu sitzen, allein geschäftig oder mit Gespielen jubelnd. Nach einigen Jahren besucht der Mann die Reste des zerfallenen Hüttchens und wundert sich, wie er in so kleinem, niedrigem Raume einst so selig vergnügt sein konnte.» Etwas Ähnliches empfand Kaiser Franz, als er 1815 die Reste der alten Habsburg betrachtete. «Wie viel enger wohnten einst unsere Väter!» sagte er zu seinem Begleiter.

«Wildeck, das weit sichtbare, noch jetzt bewohnte, wohlerhaltene Schloss thront auf dem südwestlichen Giebel des Bergzuges, auf dem im Osten die Habsburg steht; eine schönere Stelle zu einem weit umschauenden Belvedere könnte man nicht wählen; hübsche Gärten breiten sich am Fusse des grossen Gebäudes hin, und weit hinab zieht sich ein prächtiger Weingarten» – der ist seit einigen Jahren wieder vorhanden –, «aus dem nur da und dort einladende Baumgruppen oder Schattenlauben aufsteigen. Man erblickt da westwärts das reiche Aarthal bis zu den beiden Wartburgen, die mannigfaltigen Einbiegungen und Vorsprünge des Jurassus gegen Nordwest und die Prachtgefülle des Aargaus um Lenzburg im Süden. Die Brunneck und der Heitersberg schliessen in Osten. Rückwärts steigen Wälder empor. . .» Die beiden Wartburgen in dieser beseelten Beschreibung sind die aargauische, hintere Wartburg und die solothurnische, vordere oder das Sälschlössli.

Bei der Besprechung des Schlosses Hallwil kann er natürlich die Geschichte von jenem Hallwil nicht weglassen, der in der

Schlacht von Murten sich hervorgetan: «Die Burg Hallwyl erhebt sich nur wenig über dem Seespiegel. Wasser umfließt den geräumigen Felsengrund» (Moränengrund müsste es heißen), «auf dem sie steht, von allen Seiten. Zwei alte Schlösser, deren eines einen starken Turm einschliesst, bilden die gemeinsame Veste. Mauern und Wälle umgeben die Gebäude. Sie sind die Stammhäuser der altadeligen Familie von Hallwyl. Gärten zieren die Umgebungen der alten Burgen. Ein Saal im Schlosse stellt den Besuchenden in schönen Bildnissen die Edeln dieses Hauses dar. Die Geschichte derselben reicht durch mehrere Jahrhunderte bis ins ferne Alterthum zurück. Die Bücher der Ritterorden und der Turniere führen häufig berühmte Sieger aus diesem Stamme auf. In der Schlacht am Morgarten 1315, bei Sempach 1386, im Appenzeller-Kriege 1405, bei Marignan 1515 kämpften Hallwyle als Anführer mit. Am glänzendsten aber erscheint jener Held, der die eidgenössischen Vortruppen 1476 in der Schlacht vor Murten gegen Karl den Kühnen von Burgund anführte. Vor den Augen des zahlreichen feindlichen Heeres fällt er mit seiner gläubigen Kriegerschar, während eines strömenden Regens, auf die Knie, den Lenker der Schlachten um Segen zu flehen. Die Wolken trennen sich, die Sonne blickt auf die betende Schar. «Gott ist mit uns!» rief der Held, griff zum Schwerte, stürzte mit seinen Tapfern in die Feinde und siegte. . . .»

*

Es folgt die «Geschichte des neuen Freistaates Aargau vom Jahre 1798 bis 1815», eine sehr ausführliche und sehr anregende Arbeit. Wenn man das verwickelte und trotzdem bei weitem nicht vollständig erzählte Durcheinander einer solchen geschichtlichen Epoche und das Gegeneinanderwirken von tausend Kräften erfährt, wird man misstrauisch gegenüber den verkürzten Darstellungen der gewöhnlichen Geschichtsbücher mit Verkürzungen bis zum blossen Nebensatz. Es werden eine Menge kleiner «Geschichten» erzählt, welche die Darstellung lebendig, eindring-

lich machen, die aber vielleicht nicht immer das richtige Gewicht im Ganzen erhalten.

So begann es: «Bald wirkte der ränkevolle Gesandte Mengaud auch auf Aarau ein, wo mancher Bürger längst mit Ungeduld wahrgenommen hatte, wie Bern die alten Freiheiten und Vorrechte der Municipalstädte beschnitt. . . Hier fand Mengaud einen sehr fruchtbaren Boden für seine Saat. . . Am schlimmsten sorgten die Berner für ihr Heil durch Bestellung geheimer Spione oder Angeber, die das Volk wegen ihres Taglohnes Zehenbätznier hiess. Dieses tückische Kundschaften vermehrte täglich die Erbitterung der Parteimänner. Anfangs sprachen die Bürger nur wie beurtheilende Zuschauer eines grossen Schauspieles über die Ereignisse der französischen Revolution; sie glaubten als freie Schweizer ihre Meinungen unverholen einander mittheilen zu dürfen; man dachte nicht daran, eine Unternehmung gegen die Landesherren einleiten zu wollen. Aber Berns Agenten erklärten jede freie Äusserung für Hochverrath, machten sich ein Verdienst daraus, kühne Reden bei der Polizei als gefährlich anzugeben und so den Verklagten Verdruss zu erregen. Der geheime Rath konnte damals, nicht ohne Grund, als geheime Staatsinquisition betrachtet werden.»

Um die Jahreswende 1797/98 wurde die letzte Tagsatzung in Aarau abgehalten: «Der 25. Januar, der erkorene Tag zum Bundesschwur, zeichnete sich durch grosse Feierlichkeit aus. Auf der Schützenmatte zu Aarau war eine Bühne errichtet und prächtig verziert. Mittags zogen dahin die Ehrengesandten der Stände und der zugewandten Orte; das Bataillon Aarau schloss einen Kreis um den erhabenen Platz, die Geschütze donnerten, alle Glocken ertönten, unzähliges Volk drängte sich zur Bühne; unter freiem Himmel hielt der erste Gesandte des Vororts, Junker Bürgermeister Wyss von Zürich, eine sehr ernste Anrede an die sämmtlichen Ehrengesandten. Hierauf schworen alle den feierlichen Bundeseid, bei ihrer Verfassung zu leben und zu sterben und sie gegen jeden innern und äussern Feind aus allen Kräften zu vertheidigen. Nach dem prächtigen Mahle ga-

ben die weinerhitzten Zecher ohne Hehl ihre Gesinnung kund. Der Eine rief: ‹Tod und Verderben den Freiheitsfreunden, den Jakobinern!› – Der Andere wünschte: ‹Mord und Tod den verfluchten Patrioten!› – Der Artillerie-Major von Bern, ein hitziger Anhänger des Alten, liess sich also vernehmen: ‹Dürfte ich mit meinen Kanonen diess meuterische Städtlein beschiessen, es sollte bald ein Schutthaufen sein.›»

«Donnerstag den 1. Hornung 1798 schloss die Tagsatzung ihre Geschäfte, und die Ehrengesandten reisten jeder nach seiner Heimath. Kaum hatte der Letzte das Thor verlassen, so trieb unbesonnener Eifer die hitzigsten Patrioten an, die schöne lange Tanne hereinzuholen, sie mit Bändern und Fähnchen zu schmücken und als Freiheitsbaum aufzurichten. Die Sicherheits-Commission versammelte sich auf dem Rathhause zu einem Festmahle, und Mengaud nebst seinem Gefolge beehrte die Feierlichkeit mit seiner Gegenwart. Eine grosse Menge Zuschauer besetzte die Gasse. Reden wurden gehalten, Böller gelöst, Glocken geläutet, aufgestellte Soldaten lösten ihre Gewehre, als sich der Baum glücklich erhob und feststand. Patriotische Herren und Frauen tanzten um das Symbol der Freiheit.»

Aarau wurde, wie wir alle wissen, vorübergehend Hauptstadt der Schweiz. Aber der Raum in Aarau war rein äusserlich zu eng. Und dass die Freiheitsbäume auch Schatten werfen können, merkte die Bevölkerung, die begeisterten Frankophilen inbegriffen, sehr schnell: «Durch Einquartierungen, Requisitionen, unbändiges Benehmen waren die fränkischen Soldaten dem aargauischen Volke bereits lästig und verhasst geworden. Es gab Gewalttätigkeiten, die den fremden Kriegsmann nicht als Befreier (wie seine Führer sich rühmten), sondern als Unterdrücker und Räuber erscheinen liessen. . . Das Dorf Hunzischwyl an der Landstrasse zwischen Lenzburg und Aarau musste durch rauhe Begegnungen und unmässige Forderungen fränkischer Kriegersleute vorzüglich leiden. In Suhr ward sogar ein braver Hausvater von boshaften Husaren erstochen. Das Landvolk wehrte sich am heftigsten gegen die Hergabe seiner Pferde, welche die

Soldaten allzu willkürlich requirierten und sehr oft nicht mehr zurückkehren lassen wollten. Entsprach man ihren übertriebenen Forderungen nicht sogleich, so waren sie ohne weiteres mit dem blanken Säbel bei der Hand und misshandelten die Vorsteher sowohl als die Eigenthümer. Dadurch setzten sie zwar die Leute in Schrecken, wurden aber den Geplagten im höchsten Grade verhasst. Täglich wuchs das Missvergnügen aller Orten im Lande, denn überall wurden die Dorfbewohner mit gleicher Brutalität misshandelt. Diess gab Anlass, dass die Bürger nicht nur ihre Waffen begehrten, sondern dass sie dieselben den 14. Mai auch an einigen Orten aus den Verwahrungsgebäuden eigenmächtig wegnahmen. Diess geschah zu Leutwyl und Zezwyl im Bezirke Kulm; Gontenschwyl und Seengen folgten diesem Beispiele. Den Obrigkeiten ward es schwer, die Ordnung wieder herzustellen und das Volk zu bewegen, die Gewehre wieder im Depot niederzulegen.»

Aarau genügte mittlerweile als Regierungssitz immer weniger, Ende September 1798 war der Hauptstadttraum ausgeträumt.

Die Stellung der Aarauer zum eidgenössischen Einheitsstaat kann man aus einem Brief ersehen, den die Municipalität von Aarau am 28. Februar 1801 an den Gesetzgebenden Rat schrieb: Sie sprachen ihren Beifall aus, dass die Einheit zugrunde gelegt werde. «Wenn wir aber hören müssen, dass ehemalige Patricier und ihre Anhänger darauf hinarbeiten, das Föderativsystem wieder einzuführen, indem sie den Leichtgläubigen vorspiegeln, wie glücklich man ehemals lebte, sich aber wohl hütet, ihnen zu sagen, dass diese glücklichen Zeiten bloss die Folge eines ausserordentlich lange genossenen Friedens und unverdrossener Arbeitsamkeit waren; so muss bei uns Sorge und Furcht erwachen, der gehässige und kleinliche Kantonsgeist möchte wieder auferstehen, die Bruderliebe ersticken, die Sperre von Frucht-, Vieh- und Weinhandel wieder anfangen, die Schulen auf dem Lande in ihr Nichts zurückdrücken, die Aufklärung und Belehrung des Volkes verhindern, da diese Herren niemals von ihrer weisen Maxime abgehen würden: um das Volk zu regie-

ren, müsse man es in Dummheit erhalten. . . Wenn die Einheit der Republik dekretiert wird, gedeiht auch das Glück des Vaterlandes; selbst die Anhänger des Föderalismus werden sich als unsere Brüder an die Arbeit gewöhnen; der unbrüderliche Kantonsgeist wird verschwinden, Handel, Gewerbe und Ackerbau werden überall blühen und alle Helvetier glückliche Republikaner sein.»

Bronner zeichnet in diesem Kapitel auch gelegentlich das Volksleben: «In der Gegend von Bremgarten, Muri, Merischwanden äusserte sich ein seltsamer Hang des Volkes, Schauspiele aufzuführen. In Merischwanden war das kunstlose Theater an ein Gebäude des Wirthshauses angelehnt, und die Schauspieler gaben ihre Vorstellungen auf offener Strasse. Das Schauspiel war ein gewöhnliches Theaterstück, wie es die Jesuiten in Dillingen zu geben pflegten, der Stoff eine Heiligenlegende. . . Ungeachtet des Verbotes des Bischofes von Constanz, keine Bittgänge in ferne Gegenden anzustellen, war doch die Neigung des Volkes, solche Wallfahrten zu unternehmen, so stark, dass sich die Bürger von Klingnau und andern Gemeinden im Frickthal und die Einwohner von Zuffikon nicht davon abhalten liessen. Die Frickthaler besuchten die heilige Verena im Stifte Zurzach, die Zuffiker das Stift St. Leodegar in Luzern. Ein Bauersmann, Keller in Siggenthal, stellte allen Ermahnungen des Pfarrers zum Trotze eine Wallfahrt nach Zurzach an und zog mit einem Schwarme gleichgesinnter Eiferer trotzend durch die Dörfer. Die Obrigkeit liess ihn zweimal 24 Stunden gefangen setzen und suchte ihn mit beherrschendem Verweise zu besserer Einsicht zu bringen (Anfangs October 1806).»

Und weiterhin lesen wir: «Auf dem Berge Schafmatt, zwischen Kienberg, Oltingen, Küttigen und Rohr, sammelte sich von jeher gern Vagantengesindel, denn die Gebiete Basel, Solothurn, Aargau und das Frickthal treffen da zusammen. Es kostete besondere Wachsamkeit, um hier keine Niederlage beschwerlichen Bettelvolkes entstehen zu lassen. Auch die zerlumpten Wallfahrtschaaren, Männer und Weiber, die aus dem

Elsass eindringen, erregten die Aufmerksamkeit der Polizei. Beichtväter der deutschen Grenzlande, welche ehemals als Ausgewanderte in Einsiedeln zu Gast gewesen waren, schickten ihre Beichtleute zum Abbüssen ihrer Sünden nach Einsiedeln. Solche Haufen armer Bittgänger hört man auf den Strassen den Rosenkranz absingen und die lauretanische Litanei vortragen. . . »

Dicht neben solchen Genrebildchen kommen kleine Kapitel etwa überschrieben: «Napoleons zweite Vermählung» oder «Geistliche Angelegenheiten», ja sogar «Allerlei». Man merkt, das ausserordentlich lebendige Ganze ist gewissermassen noch nicht zur eigentlichen «Geschichte» zusammengewachsen, verdichtet und verhärtet.

*

Nachdem uns Bronner in Vergangenheit und Geschichte eingeführt hat, bespricht er in einem langen Kapitel «Das Land», und zwar «nach dessen Kreisen». Die Besprechung nach Kreisen ist nicht besonders günstig. Natürliche Zusammenhänge werden dabei zerrissen. Zudem überschneidet sich der Inhalt mit dem Riesenskapitel des zweiten Bandes «Beschreibung der Orte des Kts Aargau in alphabetischer Ordnung». Aber dies alles mag unsere Freude an mancher hübscher Bemerkung und Ausführung nicht verhindern. Ein Aarauer hat mir erzählt, wenn er einmal ins Altersasyl übersiedle, wohin er nur ganz wenige Bücher zügelnde dürfe, werde er als erstes Bronners zwei Bände mitnehmen. . . Und ich begreife ihn!

Bronner beginnt bei Aarau: «Der Jurassus hat seine Vorberge am linken Ufer der Aar. Bei Aarau erhebt sich der breite, oben flach waldbewachsene Hungerberg mit einem Weiler auf der Buch gegen Ober-Erlisbach zu, wohin im Sommer manche Bürgerfamilie der Stadt gern wandelt, um der Waldlust zu geniessen und ihren Kaffee mit besserer Milch zu würzen. Der steile Treppenweg führt am schönen Landhause des Hrn. Heinrich Zschokke, Blumenhalde genannt, bergan.»

«Zwischen Ober-Erlisbach und Küngstein liegt die Egg, ein ungeheurer Bergwall, mit Wald bewachsen. Durch das enge Thal

zwischen der Egg und dem Hungerberge führt, eine starke halbe Wegstunde weit, ein nicht unangenehmer Spaziergang nach Küttigen.» Die Egg ein ungeheurer Bergwall! Das klingt merkwürdig; denn die Egg ist eines der aller kürzesten Kettenglieder des ganzen Juras. Der benachbarte Achenberg ist das kürzeste. Aber unlängst stand ich in Obererlinsbach und schaute zur Egg.... Und sie wirkte tatsächlich wie ein «ungeheurer Bergwall».

Bronner rühmt «die wohlgepflegten Rebberge am sonnenreichen Abhang des Hungerberges». Dann wandert er in das Schenkenbergertal hinüber, das sich gegen «Schinznach hin angenehm und fruchtbar erweitert... In diesem vor rauhen Nordwinden beschützten und belebendem Sonnenschein offenen Thalgelände bauen die fleissigen Einwohner von Thalheim, Castelen, Oberflachs und Schinznach den besten Wein des Aargaus.»

Von der Gisliflue erfahren wir etwas, das den Leser sicherlich schon beschäftigt hat: «Die Gisläfluh ist ein langgestreckter waldiger Bergrücken, dessen oberster Grath gegen Norden etwas steil abfällt. Auf dem westlichen Ende desselben haben Liebhaber einer vorzüglich schönen Fernsicht ein Kreissegment bequemer Felsensitze aushauen lassen und einen freien Platz davor abgeebnet.»

Eine ausgezeichnete Bemerkung schliesst die Besprechung des Kreises Kirchberg: «In einer Strecke von etwa drei Wegstunden fliessen also acht Bäche: der Erzbach, Rombach, Küttiger-Dorfbach, Staffelegger-Aabach, Kirchberger-Weissenbach, Bibersteiner-Dorfbach, Oberflachser-Bach, Warmbach zur Aar. Welch ein Reichthum belebender Wasser! Der Schweizer weiss kaum, Welch ein Übermass von Glück und Wohlstand ihm aus seinen Bergen hervorquillt. In andern Ländern schöpfen ganze Dörfer ihr Getränke für Menschen und Vieh aus einem kleinen Bache, ja einige sogar aus ein paar Sodbrunnen; andere führen es stundenweit aus Flüssen oder Seen herbei, oder behelfen sich mit Cisternen. Kein Wunder, wenn manchen Schweizerjüngling in

fremden Ländern das Heimweh plagt: Sein Vaterland ist ein Paradies gegen Sand- und Moorländer.»

In der Bözberggegend erwähnt Bronner selbstverständlich die im Jahre 1780 gebaute Landstrasse von Brugg nach Hornussen, die an Stelle der mittelalterlichen und auch der römischen Strasse auf der Sonnenseite des Windischtales trat. Natürlich fällt ihm, als einem Naturkundigen, der Reichtum von Versteinerungen in der Gegend von Mandach auf: «Jährlich kam aus Mandach ein fleissiger Greis nach Aarau und nach Zürich mit einem Sacke voll wohl eingewickelter Versteinerungen aus seinen benachbarten Bergen.»

Dann geht Bronner zum Kreis Leuggern über: «Das Wirtshaus in der Jüppe» (gegenüber Waldshut) «ward durch Hrn. von Roll in Bernau erbaut, als Rheinfähre und Gasthof. . . Die Polizei hat hier immer ein wachsames Auge nöthig, um Gesindel abzuhalten und allerlei Unterschleif zu verhüten. Neulich (im Juli 1841) wollte gar ein Buchdrucker sich da einnisten, um arge Schriften von hier aus wie giftige Dämpfe aus einer heimlichen grotta canina zu verbreiten; allein die Regierung wollte ein so ehrliches Handwerk nicht gestatten.» Die grotta canina, die Hundsgrotte oder italienisch Grotta del cane bei den Phlegräischen Feldern ist bekannt durch Mofetten, die den Boden der Höhle mit Kohlensäuregas bedecken, so dass früher kleinere Tiere, z. B. Hunde, darin erstickten.

Im übrigen findet Bronner, Leuggern, Full, Leibstadt seien «nahrhafte Dörfer». Der Ausdruck kommt häufig vor, wie überhaupt die Fruchtbarkeit eines Geländes immer ganz besonders hervorgehoben wird. Man darf nicht vergessen, dass die Fruchtbarkeit damals lebenswichtig war, das hatten noch die Hungerjahre 1817/18 bewiesen. Etwas zugespitzt ausgedrückt: Damals lebte man noch vom Aargau; wir leben nur noch im Aargau.

Der Kreis Laufenburg gibt ihm Anlass, Ittenthal zu schildern: Von Frick her kommt man zu einer Stelle, wo «der tiefe zerspaltene Bergkessel, in welchem Ittenthal liegt, einen sonderbaren Anblick gewährt. Das Kirchlein, mit Häusern umgeben, sitzt wie

ein Kinderspielzeug auf dem Kesselboden; ein grosser Scherben der westlichen Wand scheint ausgebrochen; aus der engen Schrunde rinnt ein Bach, der sich durch die Mulde des Thales nach Kaisten hinabwindet.» Das ist ganz ausgezeichnet und sicherlich selbst beobachtet.

Laufenburg, das natürlich in seiner Darstellung des Aargaus in alphabetischer Ordnung noch einmal erscheint, schildert er mit ungewöhnlicher Kraft des Ausdruckes: «Auf einer Felsenhöhe thront in ihren Ruinen die alte, geräumige Burg der mächtigen Grafen von Habsburg-Laufenburg» (diese Habsburger waren zwar eben nicht «mächtig»). «Noch erheben sich bemooste Mauerstücke aus grossartigen Trümmern, und Epheu umwebt starke, aus Schutt aufragende Thürme. Hier, wo sonst Fürsten und Herren in Prachtszimmern mächtigen Feinden und allen Gewitterstürmen trotzen, brausen jetzt Orkane durch zerklüftete Wände, und Schlössen prasseln in morsche Gemächer. Verschwunden alle Herrlichkeit, nur stimmen noch häufige Zeichen der Vergänglichkeit die Seele zur Wehmuth. Die dauerhaften Stadtmauern steigen am zerfallenen Schloss noch hoch hinauf, und ein Gewirr krummer, meistens unebener und enger Gassen durchzieht die veraltende Stadt...»

Ähnlich wie Ittenthal zeichnet er die Lage Wegenstetens: Wenn man von Frick her westlich gerade fortwandert, so kömmt man in eine ganz umschlossene Bergschale. Wegenstetten im Grunde der Schale, zeigt keinen Ausweg als über Hügel und Berge.» Was zwar ein bisschen übertrieben ist; denn der Tal- ausgang nach Hellikon und Zuzgen ist nicht allzusehr versteckt.

Der vorhin geschilderten Bedeutung der Fruchtbarkeit entsprechend, muss Bronner bei Möhlin mit der fruchtbaren Hochterrasse in Begeisterung geraten: «Folgt man dem wohlthätigen Bache, der durch Zeiningen rinnt, abwärts in das offene Feld, so heisst er von nun an Möhlinbach, und man betritt die fruchtbare Ebene des grossen ämsigen Dorfes Möhlin, das Enna des Aargaus.» Enna in der Mitte Siziliens war einst berühmt durch den Demeterkult. Es lag umgeben von Wäldern, Seen, Bächen und Wiesen.

Im weitem Verlauf kommt Bronner nach Olsberg. Ich muss bemerken, dass die Zugehörigkeit der Ortschaften zu den Pfarreien, die Abhängigkeit der Pfarreien von weltlichen oder geistlichen Behörden, Herkunft und Bestimmung der früheren Zehnten eine gewaltige Rolle spielen. Aber immer kommen, wie Rosinen in einem Backwerk, durch Inhalt oder Formulierung reizvolle Stellen. Er ist z. B. über alle Berichte von der Gründung des Stiftes oder Klosters Olsberg enttäuscht: «Angaben von Stiftungsjahren ohne wahren Grund sind wie Eiszapfen am Strohdache, die jeder helle Sonnenblick abfallen macht.»

In Koblenz waren zu Bronners Zeiten immer noch die Stüdler tätig: «Eine Schiffergesellschaft . . ., welche eigene Stiftungsgelder besitzt, nimmt sich hier, wo der Gränzfluss so viele gefährliche Stellen hat, der Fracht- und Transportgeschäfte an» (gefährlich ist natürlich in erster Linie der Koblenzer Lauf). «Nur wohlerfahrenen Kennern des Stromes darf die Schifffahrt anvertraut werden. Viel Verdienst gewährt sie, die Fischerei und das Fuhrwesen auf der Achse nach Zurzach und Baden dem tüchtigen Arbeiter. Aber diese Geschäfte, die zum öfteren Aufenthalte im Wirthshaus reizen, lassen die Erwerber selten zu bleibendem Wohlstande gelangen.»

Ein bisschen schnöde, aber sehr kennzeichnend für Bronner ist die Stelle über die Lorettokapelle auf dem Achenberg: «Der Hof auf dem Achenberge mit der Loretto-Capelle, einem stark besuchten Wallfahrts-Kirchlein, hing auch von Sion ab» (d. h. vom Kloster Sion bei Klingnau). «Manche katholische Seele lässt sich nicht leicht von einem so heiligen Spaziergang abhalten. Eine Anzahl Zurzacher stellte eine Bittfahrt zur h. Mutter Gottes nach Loretto an; aber die Obrigkeit liess die Übertreter des bischöflichen Gebotes mit herbem Verweise bestrafen. Als den 14. Mai 1814 eine fromme Schaar aus Bötzingen eine Wallfahrt auf den Achenberg begann, versank das Schiff auf der Aar, und dreissig Personen ertranken. Der jetzige wohlrechnende Besitzer des Meierhofes auf dem Achenberge hat sich klüglich ein Wirthschaftsrecht erworben, um die frommen Waller, wenn

sie im Kirchlein geistige Stärkung erhalten haben, an seinem Tische auch mit leiblicher Labung zu erfreuen.»

Wenn man alle Stellen zusammenfasst, in denen von den Juden in Lengnau und Endingen die Rede ist, so macht das viele Seiten aus. Mancher Jude nahm hauptsächlich im 17. Jahrhundert Zuflucht in die Grafschaft Baden, «wo die Landvögte, durch Geld gewonnen, sie als einträgliche Gewerbeleute unter schönen Vorspiegelungen im Lande zurückbehielten und endlich ihre definitive Duldung in den Dörfern Ober-Endingen und Lengnau um beträchtliche Schirmgelder erkünstelten. Anfangs siedelten sich da nur etwa acht Familien an: Dreifuss, Guggenheim, Bloch, Gedeon, Weil, Bollag, Wyler, Braunschweig; aber ihre Vermehrung schritt, wie die der Tarakane, in ausserordentlichem Masse vor.» «Tarakane» ist ein ursprünglich russischer Ausdruck für Schaben. Sie vermehrten sich also wie die Schaben, was nicht gerade freundlich klingt.

Sehr ausführlich behandelt Bronner Baden und die Bäder: «Jeder wird sich fragen: <Woher diese Erhitzung tief in der Erde. Welche Stoffe machen das Wasser so heilsam. . . ?> Die Lagerung und Stellung der Schichten zeigt sich hier in sehr ungewöhnlicher Ordnung. Das Tal von Baden ist ein Kessel, der in den ältesten Zeiten von den Urwassern, in spätern Jahrhunderten von der Limmath in Osten und Westen durchbrochen ward. Eine mächtige Eruption scheint hier alle Schichten der Kesselwände um einen mittleren emporgestossenen Strom von Wasser oder Gas aufgerichtet zu haben. Sie schiessen ringsum in verschiedenen Richtungen ein, oder (was ebendasselbe ist) sie steigen unter Winkeln von 60 bis 70 Graden aus der Erde empor; aber die einen am Lägerberge neigen sich nach Süden, die am Kreuzberge nach Norden, die am Schlossberge nach Nordost, und die am Martinsberge nach Osten. Diess zeugt augenscheinlich von einem gewaltigen Wasser- oder Gasstrahl, der die Kalkschichten in diese Richtung stiess. Der Ausbruch kann nicht brennend vulkanisch gewesen sein; denn man findet keine Spur

von Laven oder vulkanischen Producten; er muss also nur blähend gasartig oder heiss-wässerig, jedoch äusserst heftig, viel stärker und heftiger als der isländische Geiser gewesen sein. Hierdurch ward auch für die spätere Zeitfolge dem erhitzten Gewässer eine Öffnung durch Spalten aus der Tiefe bereitet. . . .»

Andere Forscher dachten zu jener Zeit an Aufwölbungen des Gesteines, die eingebrochen sind. Es ist für uns ein seltsames Schauspiel, zwei Parteien gegeneinander kämpfen zu sehen, die beide unrecht haben, also gewissermassen Kämpfe mit den Holzsäbeln ausfechten.

Bronner kennt Baden gut. Schon 1794 hat er auch den «Lägerberg» bestiegen: «Nordostwärts von der Brücke steigt sehr jähe abgebrochen der Lägerberg hoch auf. Sein Grath wird weiter gegen die hohe Lägern hin so morsch und schneidend, dass sich der fortkletternde Waller mit weit hinüber gelegtem Arme halten und mit den Knien weiter schieben muss, um nicht über die nackten glatten Kalkfelsen, die wie ein ungeheures Hausdach sich zum südöstlichen Thale neigen, hinunter zu gleiten und im allzusehr beschleunigten Laufe Schaden zu nehmen (Der diess schreibt, hat den erwähnten Versuch selbst gemacht).»

Zur Warnung: Nicht immer ist der Text so anregend. Viel Unbedeutendes oder eng zeitgenössisch Gebundenes wird auch erzählt. Etwa dass Busslingen, ein Weiler in der Nähe von Mellingen, 1839 ein grosses Hagelwetter erlebt hatte. Aber immer wieder entzücken ausgezeichnete Ausdrücke: Von Villmergen z.B. zieht sich ein schmaler Korridor des Gemeindebannes zwischen ehemaligen Sümpfen zum Weiler Hembrunn oder Hämbere, modern ausgedrückt bis in die Nähe des Bahnhofes Dintikon-Dottikon. Von den dortigen Höfen schreibt Bronner: «Sie stehen da in feuchter Einsamkeit, oft in Nebel gehüllt.»

Oder: «Die Reuss windet sich hier» (nämlich bei Bremgarten) «in einem weiten Bogen und verbrämt eine Landzunge des Hochgeländes am rechten Ufer.» Verbrämen = am Rande verzierern. Die ganze Natur wird sprachlich beseelt aufgefasst. Bäche

betreiben nicht einfach Mühlen, sondern «beseelen» sie. Von Leutwil schreibt Bronner: «Pietistische Delirien verdumpfen den Geist in diesen Berggegenden.» Von der Trostburg lesen wir, dass sie auf einem vorspringenden Hügel steht, «unten mit Reben bekleidet, auf dem die mit Gebüsch bewachsenen Ruinen des alten Rittersitzes trauern».

Gern versucht er mundartliche Ausdrücke zu verhochdeutschen, was sozusagen immer missrät: Statt Ägelsee sagt er Nagelsee. Heinrüti an der Mutschällen schreibt er Hennenrüti. Merenschwand (von schwenden, das heisst schwinden machen; nämlich den Wald) deutet er :«Eine alte Fahne in der Kirche zeigt einen Schwan auf Moorgrund, das sprechende Wappen des Ortes Merischwan, Meeresschwan oder Mooresschwan.»

Die «sprechenden Wappen» sprechen meistens Unsinn und geben volksetymologische Missdeutungen. Man denke nur an die frühere Quitte = Chüttene von Küttigen.

Der Wunsch, ungewöhnlich sich auszudrücken, kann hie und da auch zur Manieriertheit führen. So schreibt er etwa: «Nachdem die Wigger als Bewegungspotenz vieler Mühlenwerke und Fabrikräder gedient hat, fliesst sie bei Aarburg in die Aar.»

Was Bronner besonders beschäftigt, sind die vielen Heilwasser des Aargaus: «Schon im Jahre 1640 ward hier» (nämlich bei Gontenschwil) «ein Heilwasser gefunden und durch ausserordentlichen Glauben des Volkes gesegnet. Nach kurzer Zeit verschwand dieser Wunderglaube, wie er entstanden war. Im Jahre 1827 erneuerte sich dieser Glaube wieder, das Wasser ward 1828 weit und breit verführt und theuer verkauft. Aber der Glaube daran verschwand 1829 wieder, wie er entstanden war. Im Grunde fand man das Wasser, welches aus Felsenritzen über eine bemooste Steinwand herabrann, als reines vortreffliches Trinkwasser; aber Arzneikräfte wie ein Mineralwasser zeigte es nicht.»

Im grossen ganzen empfand Bronner, dass man es weit gebracht hatte. Er schwärmt von der «grossartigen Baumwollfabrik des Herrn Bürgermeisters Herzog von Effingen», jener

Fabrik an der Bachstrasse ausserhalb des Heroséstiftes, die wir noch in der Jugendzeit gekannt haben. Und er holt beim Pfaffnerntal geradezu zu einem Lobgesang der neueren Zeit aus: «Wenn man bedenkt, dass im 15. und 16. Jahrhundert diesen Landestheil zwischen Ober- und Unter-Aargau dichte schauerliche Wälder bedeckten, in denen nur seltene Jagdhäuser der Adeligen standen, z. B. Grood und Bösenwyl (= Balzenwil), die im Jahre 1469 Besitzungen Thürings von Büttikon waren; dass nach den italienischen Kriegen sich ganze Banden Räubergesindel in diesen Wildnissen bargen und das Land unsicher machten, und vergleicht man diesem Zustande den jetzigen, da alle Hügel, alle Thälchen von fleissigen Einwohnern bevölkert, gelichtet und angebaut werden und völlig sicher zu durchwandern sind: so muss man die guten Folgen besserer Landescultur preisen und sich glücklich schätzen, in Zeiten zu leben, wo für die Fortbildung des Volkes sowohl die Regierungen als die bessern Einwohner so wohlwollend thätig sind. Das ist der rechte Sieg des Lichtes über die Finsternis.»

Zum Schlusse dieses langen Kapitels kommt Bronner nach Aarau zurück. Er ist entzückt über die paar neuen Häuser. Dazu kommen «zwei grosse ansehnliche Gebäude der jetzigen Regierung sammt einem ganz einfachen, jeder ordentlich gekleideten Person zugänglichen Garten. . .». Und als ob Bronner für einen Kurort schriebe, folgt ein besonderer Abschnitt «Spaziergänge». «Das Zelgli», so schreibt er beispielsweise, «ist ein sehr schönes, gegen Westen sanft ansteigendes, mit vielen Fruchtbäumen besetztes Ackerfeld, das sich vom sogenannten Spitalgässchen, einem Weg zwischen Hecken und Verzäunungen, von der Vorstadt am Raine gegen den Binzenhof zieht und den Einwohnern einen sehr erheiternden Spaziergang bis auf die Höhe am Buchenwalde Oberholz gewährt. Auf dieser Höhe geniesst man der fröhlichsten Aussicht am Jura hin durch das Aarethal nach Wildegg, Lenzburg, Rohrdorf, über den Heitersberg, in die Schneecalpen, über den Binzenhof weg u. s. w. Den Rückweg zur Stadt nimmt man entweder über Roggenhausen durch das

reizende Thälchen und den kühlen Wald auf der Wöschnauer-Landstrasse, oder steigt auf dem Fahrwege an den Steinbrüchen zu eben dieser Strasse herab.»

*

Es folgen Kapitel, die für den ungeheuren Fleiss Bronners und für das unermüdliche Zusammentragen von Daten zeugen:

Ein Verzeichnis einiger geographischer Örter,
trigonometrisch und barometrisch bestimmte Höhen,
Barometerstände,
mittlere Temperaturen.

Schliesslich ein Kapitel über klimatische Verhältnisse:

«Die Stadt Aarau auf ihrem flachen Felsengrunde hat eine angenehme, sehr gesunde Lage; treffliches Ackerland bedeckt die höhern Ebenen gegen Suhr, Buchs und Rohr hin, das Genhardfeld und das sanft ansteigende Zelgli. Die Niederungen, das Schachenland an beiden Aarufem hauchen, als Pflanzgärten fleissiger Bürger, gesunde Lüfte aus. Vor Zeiten litten diese tiefern Ebenen öfters durch Überschwemmungen, jetzt trifft sie diess Übel viel seltener; der Fluss hat sich ein etwas tieferes Bett gegraben. Der sonnige Abhang des Hungerberges verheisst gelingenden Weinbau. Allein das Aarthal ist für rauhe, ungestüme Winde ein immer offener Rinnsal, sie stürmen bald von Westen, bald von Osten her und beschädigen leicht die zarten Schosse des Weinstockes; eine vollständig günstige Weinlese ist hier kein gemeiner Segen.

Hochgewitter ziehen sehr oft dem Windstriche nach über die solothurnischen Berge heran, wenden sich über die Wasserfluh und die Staffelegg gegen Ost-Nordost dem Rheine zu, und giesen ihre Schlagregen oder Schlossen über die Schluchten und hohen Wälder des Frickthales aus. Andere schwimmen über das Hügellabyrinth der Bezirke Zofingen, Kulm und Bremgarten dem Zürcher-See zu. Seltener segeln die Gewitterwolken von Ost-Nordost her über die Gisläfluh, und schlagen den Weg nach den Seen von Hallwyl, Baldegg und Sempach ein, um sich in den Hochgebirgen auszuschütten.»

«Durch die grosse Gasse des Aar-Thales strömen täglich Ost- oder Westwinde; in den untern Luftschichten herrscht am öftesten irgend ein Westwind. Gar oft sieht man die höhern Wolken nach entgegengesetzter Richtung laufen. Kreuzen sich die Richtungen des obern und untern Windes, so folgt beinahe stets ein Landregen. . . Im Aar-Thal steigen bei ruhiger Luft fast jeden Abend Nebel auf, und liegen da wie eine aufgelockerte Federdecke in einer sehr verlängerten Bettstelle. Morgens verschwinden sie, sobald die Sonne aufsteigt.» Man merkt: Bronner geht weit über das Thema hinaus; und vieles hat gar nichts Besonderes mit Aarau zu tun, etwa dass Wolken verschiedener Höhenlagen häufig nach verschiedenen Richtungen laufen. Dementsprechend folgen oft Ausführungen, und zwar besonders reizvolle, die an jeder andern Stelle (bei der Behandlung des Aargaus nach Kreisen oder bei der Darstellung nach alphabetischer Ordnung oder bei der Besprechung der Bevölkerung) auftreten könnten und ähnlich sogar auftreten; etwa über das «Klima» von Küttigen: «Küttigen und Erlisbach zwischen den Vorbergen und an den sonnigen Halden des Jura, vor den rauhesten Winden geschützt, werden in günstigen Jahren ihres ergiebigen Weinwuchses froh. Die kräftigen Einwohner bauen ihre dürren, meistens abhängigen Felder und Wiesen mit eisernem Fleisse und glücklichem Erfolge an. Da schleppt schon am frühen Morgen und in heisser Tageszeit das willige Kind sein Tragkörbchen voll Dünger neben der beladenen Mutter oder dem rüstigen Vater her ins Feld hinaus, und gewöhnt sich, den Pflanzen erquickende Nahrung zu bringen. Das Benehmen dieser Arbeiter scheint, wie ihr hartes Land, etwas rauh und barsch. Das Klima ist gesund und die Lebensart kräftigend, das Volk stark und arbeitsam. . .» Man merkt: Mit dem Klima hat das hübsche Aufsätzchen über die sprichwörtlich fleissigen Küttiger wenig zu tun.

«Eines sehr schönen Himmels erfreuen sich die Gegenden im Thale des Rheines, um Sisseln, Eiken, Stein, Mumpf, Möhlin und Rheinfeldern. Doch unterbrechen zuweilen fürchterliche Wasser-

güsse, die aus den Jurathälern herabstürzen, ihre glücklichen Tage. Nur wenn mit Wasser überladene Wolken von Gewitterorkanen in den weiten Rinnsal zwischen den Jurabergen und dem Schwarzwalde gedrängt werden und im Hügellande um Wegenstetten und Schupfart eine stille Region finden, wo sie vom heftigen Luftstrome nicht mehr getragen werden, stürzen sie als Wolkenbrüche nieder und füllen die Thäler mit reissenden Strömen. Mit reichern, dichtern Ährenwäldern prangt nicht leicht ein Kornfeld, als die Ebene um Möhlin. Hier beglückt sicilischer Überfluss das Landvolk» (in Sizilien liegt das schon einmal angerufene Enna). «In den Bergthälern um Hellikon und Zutzgen gedeiht an südlichen Halden trefflicher Wein, und der steinige Grund versagt ämsigen Armen ihre Belohnung nicht. Zwischen Hügeln und Wäldern bricht sich überall der Unge- stüm rauher Winde, und der Landmann weiss die Stelle zu wählen, wo ihm der meiste Segen zu Theil wird.»

«Die Gemeinden an der Surb und auf dem daran stossenden fruchtbaren Ruckfelde sind durch ein sehr glückliches Klima begünstigt. Von einer breiten Bergkette in Nordosten gegen die kältesten Winde geschützt, findet hier die Landescultur in all ihren Zweigen vergeltenden Fortgang; die Viehzucht bringt Gewinn in die Dörfer; schöne Obstwäldchen umschatten die Häusergruppen. Aber ein Übel stört das Glück mancher Haushaltung. Die Wucherkünste der Juden bringen Bethörte, die ihnen trauen, in Noth und Armuth. Die Jahresberichte der Beamten geben ihnen kein günstiges Zeugniss.»

Die harte, böse Bemerkung über die Juden hat weiss Gott nicht viel mit dem physischen Klima zu tun.

«Das Klima um Baden und im Siggenthal ist ein windiges, das dem thierischen Leben mehr Nachtheil als der Vegetation androht.» Davon weiss man eigentlich nichts. Was Bronner schreibt, lässt sich fast ohne weiteres aus der «Exposition» ableiten. Nord- oder Winterhalden sind naturgemäss weniger sonnig und warm als Südhänge oder Sommerhalden: «Die Landstrecke zwischen Heitersberg und der Limmath kann ihre nordöstliche

Lage und den Charakter einer Winterhalde nicht verläugnen; sie wird immer etwas Feuchtes, Düsteres und Langweiliges behalten.» Es gibt sogar regelrechte Fehldiagnosen: «Das Klima am Hallwylsee ist nicht auf beiden Seiten dasselbe; auf dem niedrigen (?) Ufer in Osten macht sich das Wasserklima geltend mit seinen Nebeln und Ausdünstungen; auf dem hohen Ufer in Westen herrscht das Bergklima des Homberges.»

Im ganzen ist das Kapitel ein Lobgesang auf die Fruchtbarkeit des Aargaus.

*

Es folgen auf die klimatischen Verhältnisse recht logisch die «Naturhistorischen Umrisse». Zuerst eine Übersicht über die «geognostischen Verhältnisse»: Richtige Beobachtungen und falsche Deutungen gehen unentwirrbar durcheinander. Bronner führt zu Beginn Leopold von Buch an: «Die Felsgesteine irgend eines Gebirges sind überall nach einer festen Reihenfolge angeordnet. Wir finden Felsen, ja Berge, voller organischer Reste. . . Besteigen wir höhere Berge, so erscheinen die organischen seltener im Gestein. . . Endlich hören die Spuren lebendiger Gestalten ganz auf, und man steht von Klippen umgeben, deren innere Bildung zeigt, dass sie auf ganz andere Weise entstanden sind als die tieferen Schichten.» Das ist einfach nicht richtig; alles ist viel verwickelter.

Bronner zeichnet die Verhältnisse nach Herrn Moussons geologischer Skizze. Alsdann nach den geologischen Beobachtungen Herrn Gresslys (nebenbei eines wirklich verdienten Geologen). Dann nach Herrn Peter Merian und schliesslich nach Herrn Dr. Albrecht Rengger, wobei auch rein Menschliches mitklingt: «Grosse Mühe gab sich auch der selige Dr. Albrecht Rengger, ehemals Minister des Innern der helvetischen Republik, um in der Geognosie etwas Verdienstliches zu leisten. Sehr oft sahen wir ihn mit seinem Diener, der Instrumente trug, auswandern, um die Beschaffenheit merkwürdiger Landstrecken an Ort und Stelle zu untersuchen. . . .»

Etwas erkannte Bronner recht gut: Nämlich das schweizerische Mittelland als grosse, von Sandstein erfüllte Mulde: «Viele Naturforscher der Schweiz, Escher von der Linth, Ebel, Studer, Rengger u. a. betrachten den mittleren, bewohntesten Theil der Schweiz als eine überaus grosse längliche Muschel oder Mulde, deren Richtung parallel mit einer Linie läuft, welche durch den sommerlichen Sonnenaufgangspunkt am Horizonte zum winterlichen Niedergangspunkt gezogen wird. Der südliche hohe Rand dieser ungeheuren Muschel sind die Alpen, der nördliche die Juraberge. Mitten zwischen denselben verbreiten sich die niedrigen Lager, Bänke und Berge von Sandstein, die wohl bis 2000 Fuss ansteigen können und denen auch die Nagelfluh beigezählt werden muss. Man glaube aber nicht, dass die Ränder dieser Mulde durch scharfe Linien bestimmt werden. Der Sandstein greift manchmal in den Jura über, wie am Hungerberge und bei Küttigen, und der Jura drängt sich zwischen Sandsteinen empor, wie bei Aarburg und in den Steinbrüchen am Oberholze bei Aarau. Diese Sandstein-Mulde erstreckt sich weit hinaus durch das Zürichgebiet, Thurgau, Schwaben, Bayern u. s. w.»

Bronner schliesst mit den «oryktognostischen Verhältnissen» ab; weniger gelehrt ausgedrückt, mit der Übersicht über die einfachen Mineralien.

Er war neben anderem Naturgeschichtslehrer und lebte im ausgehenden Zeitalter der Sammlungen und der Sammler, die erst einmal einen Überblick über die Mannigfaltigkeit des pflanzlichen und tierischen Lebens gewinnen wollten. Und so schildert er nach Linnés Ordnung die Pflanzen. Er beginnt mit den einmännigen einweibigen, einmännigen zweiweibigen, zweimännigen einweibigen, zweimännigen zweiweibigen usw.

Es folgen Zusammenstellungen über die Wirbeltiere des Aargaus, die Mollusken oder Weichtiere, die Anneliden oder Würmer, die Crustaceen oder Krebsartigen oder Schalentiere, die Arachniden oder Spinnentiere, die ungeflügelten Insekten... Sed hic incipit tragoedia, dann kommt die Tragödie: Es fehlt die

Zusammenstellung der vielen fliegenden Insekten. Ein paarmal betont Bronner, dass er sie leider nicht bringen kann. Ich glaube nicht, dass jemand mitleidet.

*

Alles Bisherige geht unter «A, das Land». Es folgt «B, das Volk», «C, der Staat», «D, die Kirche». Und zum Schlusse kommt die ausführliche Beschreibung der Orte in alphabetischer Ordnung. Das sieht sehr logisch und geordnet aus; aber unter «B, das Volk», dem wir uns jetzt zuwenden, können auch die Viehzucht und die Münzen behandelt werden, wobei zuzugeben ist, dass sowohl Vieh als Münze in irgendeiner Beziehung zum «Volk» stehen.

Das «Volk» wird zuerst statistisch behandelt. 1803 zeigt uns die Bevölkerungsliste 130516 Einwohner in den zwölf Bezirken. Zwölf, weil Frick und Laufenburg noch nicht zu einem Bezirk zusammengefasst werden. Fassen wir sie zusammen und vergleichen die Bevölkerungszahlen der Bezirke, so sind wir erstaunt: An erster Stelle erscheint Muri. Es folgen Zofingen und Kulm; nachher Aarau, Lenzburg, Laufenburg, Zurzach. Erst dann kommen in dem eben noch sehr bäurischen Kanton Brugg und Baden, Bremgarten und Rheinfelden.

Aus der Bevölkerung von 1803 : 130516
und 1836 : 182755

errechnet Bronner, dass voraussichtlich der Kanton in 84 Jahren nach 1803, also 1887, seine Bevölkerungszahl verdoppelt haben werde: 365510. Wie so viele mathematisch-statistische Prognosen stimmte auch diese ganz und gar nicht. 1888 zählte der Kanton nur 193580 «Seelen».

*

Unter der Überschrift «Körperliche Eigenschaften» schildert Bronner «Gestalt und Tracht» der Einwohner. Tatsächlich hat man aber oft den Eindruck, dass die Tracht mehr zu den Unterschieden beiträgt als wirkliche körperliche Verschiedenheit. «Zwischen dem Jura und der Aar wohnt ein derbes Volk, meistens mittlerer Grösse, etwas mager, schlanken Leibes, mit läng-

lichem Gesichtsoval, etwas eckigen Zügen und schwachrothen Wangen. Das weibliche Geschlecht, meistens etwas länglichten Antlitzes, hüllt sich in eine Jüppe mit daran genähter Brustbekleidung (Gestalt) ein, die dem Leibe wenig Reiz verleiht, ob schon es weder ihren Gesichtszügen noch ihrem Wuchse an Schönheit gebricht.

Auf dem rechten Aarufer, in der Gegend von Othmarsingen bis Aarburg, sind die Leute meistens von stämmigem, stattlichem Wuchse, stark von Gliedern, mit rundlichen heitern Gesichtern und rothen Wangen. Junge Leute kleiden sich gern in das dauerhaft Rübelizeug. Sie gehen in langen Hosen und in kurzen Tschopen (Mutzen) mit einem seidnen Tuche um den Hals ins Wirthshaus zum Tanze. Noch sieht man alte Männer mit dicht gefalteten weiten Beinkleidern (Riegelhosen), aber selten. Diese Tracht ist im Verschwinden. Männer mittleren Alters, mit weissen baumwollenen Mützen auf dem Haupte, in falben Zwilchkitteln, kommen nicht selten in die Stadt, um ein Schöppchen zu trinken.

Auffallend schwächer ist das Weber-Völklein in den Aargauischen Thälern gegen die Luzerner-Gränze, zwischen der Bünz und der Suhr. Das beständige Sitzen am Webstuhl von Jugend auf hemmt den Wuchs und gibt dem Antlitz eine Blässe, die gegen die gesunde, blühende Gesichtsfarbe der heitern Ackerleute bedauerlich absticht.

Ein kräftiger Menschenschlag bewohnt die alte Grafschaft Baden und die freien Ämter; die Physiognomien sind sehr gemengt. Man will am Rheine mehr längliche Gesichter, weiter aufwärts, um Baden, etwas rundere, und in der Nähe des Luzerner-Gebietes die meisten runden finden; allein es ist misslich, darüber abzusprechen. Die Volkstracht in diesen Gegenden ist offenbar bunter als die in dem ehemaligen Berner-Gebiete. Man schreibt diese Liebhaberei den Gemälden und Zierrathen der Kirchen zu.

Die Frickthaler, ein Stamm von kräftigem Körperbau, ansehnlicher Grösse und aufrechter Haltung, etwas schwerfälligen Gan-

ges, bedächtlichen und ernsten Blickes, vermisst zwar die Munterkeit und Freudigkeit der Berg- und Alpenbewohner, doch wissen sich die lebenslustigen Jungen mit ihren flinken Mädchen fröhlich genug im Tanze zu drehen. Die Tracht, schlicht und einfach, nähert sich der Kleidung der Schwarzwälder, denen das Frickthal mehrere hundert Jahre lang beigezählt wurde. Zwilch und gröberes Wollentuch machen den Stoff aus. Die ehrbaren Männer zeichnen sich durch lange Kamisöler, meistens von dunkelrother Farbe, die Weiber durch Bandmaschen auf ihren Hauben über die Stirn aus. Auf der Brust jedes Mädchens hängt ein Heiligthum in Silber gefasst. Buntfärbig sind ihre Kleider.»

Erschreckend sind die Bilder über die Cretins: «Noch übler (nämlich als die Weber) zeichnen sich die kropfigen, taubstummen, oder doch blödsinnigen Cretinen aus, die besonders in der weitläufigen Kirchgemeinde Suhr, zu Entfelden, Othmarsingen u. a. O. zum Vorscheine kommen. Im Jahre 1813 gab sich die Gesellschaft für Vaterländische Cultur im Aargau besondere Mühe, den Grund dieser Verbildung zu erforschen, und vermuthete die nördliche Abdachung des Landes gegen die Aar und der Mangel hinlänglichen Sonnenlichtes trage zum Theil die Schuld des Übels. Offenbar finden sich jedoch diese schwächlichen Halbmenschen meistens nur in sumpfigen Gegenden, und das Verhalten der Eltern bei ihrer ehelichen Vereinigung in solchen feuchten Umgebungen mag mehr Einfluss auf die Erzeugung solcher Schwächlinge haben als der Mangel an directen Sonnenstrahlen. Wenn die Beiwohnung nach übermässigem Branntweingenuss in der Trunkenheit und unvollkommen statt findet, können wohl bei hinzukommender sumpfiger Ortslage dergleichen mangelhafte Früchte der Zeugung ans Tageslicht treten. Jene preiswürdige Gesellschaft fand 1813 in den Ortschaften am rechten Aarufer 53 männliche und 51 weibliche, zusammen 104 Cretinen, deren Zustand ihr Mitleid erregte.»

Die Erklärungen sind so ziemlich aus den Fingern gesogen. Die Kretinen waren damals nicht nur verhältnismässig zahlreich, sondern auch sichtbar. Aber noch in meiner Jugendzeit konnte

man die häufigen Kretinen, Mongoloiden, Kropfigen wirklich sehen. Sie sassen am Strassenrande, auf der Eingangsschwelle der Häuser und beschäftigten sich mit ihren blöden, jämmerlichen Spielen.

Zur «Tracht» gehört in einem gewissen Sinne auch die Ernährung. Hier erreicht Bronner eine ungeweine Kraft der Schilderung und erweist sich als ein Vorläufer der Volkskundler. Wie plastisch schildert er das gewöhnliche Mittagessen der Bauern: «Das Mittagessen beginnt, indem ein Kessel voll geschwellter Erdäpfel auf den nackten Tisch ausgeschüttet und der Haufen in Portionen an jedem Ort der Mitesser vertheilt wird; dann trägt die Köchin eine grosse Schüssel voll Suppe auf, die Hausgenossen kommen herein, langen ihre blechernen Löffel vom Rahmen an der Wand.» (Die Löffel sind nicht etwa gewaschen, sondern bloss an der Hose oder am Schurz abgewischt worden.) «Jemand spricht das Tischgebet, dann nimmt jeder seinen Platz ein, stemmt den Ellenbogen auf den Tisch und führt ämsig die Suppe zum Munde. Die Fahrt wird bald mit einer nassen Strasse auf dem Tische bezeichnet. Nach der Suppe schält jeder seine Erdäpfel, und man bringt die zweite Schüssel, welche meistens Gemüse oder ein Surrogat desselben enthält, z. B. weich gekochte Birnschnitze. Jeder greift zu und verzehrt die Schnitze als Beissen zu den Erdäpfeln, bis er satt ist und davon geht. An Sonn- oder Festtagen, etwa nach dem Abschlachten eines Schweines, begleitet die Hausfrau gern die Trägerin des Gemüses mit einem Teller voll Speckstücke, und theilt mit der Gabel jedem Tischgenossen seinen Theil zu.»

Das Volk kannte viele Speisen gar nicht. Das machte sich zur Zeit der Hungersnöte bemerkbar, als die Regierung Reis unter den Armen in den Dörfern austeilte: «... Die Hausfrauen wussten ihn so wenig zu kochen, dass sie Mehl darein rührten und ihn, ehe die Körner aufgelöst waren durch eine ekelhafte Schlichte verdarben, die mit noch harten Körnern auf den Tisch gebracht und von Jedermann mit Widerwillen verschmäht wurde. Sie wussten nicht, dass man die Reiskörner vorläufig waschen,

eine Zeit lang einweichen, dann weich sieden und mit etwas Milch aufkochen muss, wenn sie eine angenehme Speise werden sollen. . . .»

*

Sehr stark beschäftigt sich Bronner mit der «bürgerlichen Gleichheit und Verschiedenheit». Neben vollgültigen Bürgern kannte man zu seiner Zeit noch Heimatlose, Landsassen, ewige Insassen und Juden. «Die Beamten (zur Reformationszeit) lernten die Juden als einträgliches Wollenvieh kennen, das man nach Gefallen scheeren konnte. Fast überall belegte man sie mit einer Kopfsteuer. An Thoren und Brücken mussten sie beschämenden Leibzoll bezahlen.» Ein ganzes Kapitel gilt den Juden und der Geschichte ihrer Niederlassung in der Schweiz: Herbeigewünscht und verflucht waren sie.

«Die Tagsatzung von 1662 verbannte alle Juden aus allen Orten mit Ausnahme der Grafschaft Baden, wo sie noch geduldet werden sollten, so lange sie sich gebühlich verhalten. Auch durften sie die Zurzacher Messen besuchen. Belebung der Zurzacher Messen durch jüdische Kaufleute war eine eigene Betrachtung der damaligen Politiker.»

Noch im 19. Jahrhundert erlitten die Juden im Surbtal bösartige Angriffe. Dasselbe Jahrhundert führte schliesslich die Juden zur Befreiung, was aber Bronner nicht mehr erlebt hat.

Ein ganz eigenartiges Kapitel betitelt sich: «Wohnorte im Aargau», womit aber der Bau der Häuser gemeint ist. Wir lesen: «Vor Zeiten wurden die Häuser, auch in den Städten, grösstentheils aus Balken erbaut, mit Brettern, Schindeln oder Stroh gedeckt. Selbst die steinernen Gebäude waren von schlechter Bauart. Man führte die Mauern gar oft nur von grossen runden Flusskieseln auf, die mit dickem Mörtel verbunden und abgeebnet wurden. Der Einsturz eines alten gemauerten Hauses in Aarau 1835 zeigte augenscheinlich, aus welchen schlechten Baumaterialien die Mauern zusammengeklebt waren. . . .» Das widerspricht

der Vorstellung, die viele Leute von der Solidität des mittelalterlichen Hausbaus besitzen. Dabei war schon früher in Aarau ein Teil der Ringmauer zusammengestürzt.

«Die alten Wohnungen der Handwerker und anderer gemeiner Bürger bestanden grösstentheils in Häuschen, die etwa 20 Fuss breit, 40 bis 50 Fuss lang und drei Stockwerke hoch waren, sich enge aneinander lehnten, mit einem Giebel in die Gasse schauten und nur auf der vordern und hintern Seite Licht empfingen. Trat man durch die Vorderthüre in das Erdgeschoss, so begegnete man im untersten Hausgange der Kellerthür, die wie eine Falle an der Wand aufgehängt werden konnte, dann der Stubenthür, weiter hinten der engen Stiege, neben der ein noch engeres Gänglein vorbei zu schlüpfen erlaubte, um die Küchenthür zu erreichen. An ihr hin führte der Gang zur Hinterthür, und durch sie in einen umschlossenen, sehr beschränkten Hofraum. Die Stube war gerade breit genug, um einem Tisch mit Bänken oder Trogkästen an den Wänden und einigen Stühlen Raum zu geben. Im Hintergrunde stand der Ofen und ein anderer Tisch. Ein Thürchen in der Hinterwand öffnete sich zur Küche.

Eine Stiege höher, im ersten Stockwerke, befand sich über der untern Wohnstube die Besuchsstube mit einem Ofen und besserem Haushaltgeräthe; eine Thür gestattete den Eintritt in die Schlafkammer der Familie. Im zweiten Stockwerke befand sich über der Besuchsstube wieder ein hübsches Gemach mit oder ohne Ofen, je nach dem Bedürfniss der Haushaltung, und hinten daran eine Gerümpelkammer oder das Mägdebett.

Anstatt der untern Wohnstube hat mancher Handwerker da seine Werkstatt, und an der Stelle der Küche findet man ein Schlafgemach für Gesellen. Die Wohnstube ist dann im mittleren Stocke mit einer hinten daranstossenden Küche. Zu oberst unter dem Dach ist die Holzlege mit einer Winde zum Bürdenaufziehen. Diess ist der Typus der meisten kleinen Häuser in den aargauischen Städtchen. Wohlhabende Bürger erkaufen gern ein paar solcher Häuschen und vereinigen beide in ein Gebäude,

meistens mit einem Kramladen im Erdgeschosse. Mannigfaltig ist die Einrichtung solcher schönen und bequemen Häuser.»

Entsprechend lehrreich ist die Beschreibung der Bauernhäuser und schliesslich der armseligsten Behausungen der Tauner oder Tagelöhner: «Die Wohnung der Tagelöhner, Tauner, ewigen Inassen, Heimathlosen und Landsassen sind keine Bauernhäuser, sondern ärmliche Hütten mit engen Wohnstuben und kalten Kammern. Wer durch die Hausthür eintritt, setzt den Fuss sogleich in die Küche. Meistens lehnt sich ein Geisstell an die Seitenwand und ein elender Schweinstall an eine andere Mauer. Auffallend ist es in Suhr und in Küttigen, Wohnungen anzutreffen, deren Schwellen seit langer Zeit als Hackblöcke zum Holzspalten gedient haben und nun völlig durchgehackt sind; eine wunderliche Bequemlichkeit auf Kosten der Hauptschwelle. Wer an einem solche Hause vorübergeht, kann sich nur in Acht nehmen, dass ihn kein Guss Spülwassers oder anderen Unrathes trifft, welches die ungekämmte Hausfrau auf den Weg heraus schüttet. So reinlich es gewöhnlich in ordentlichen Bauernhäusern aussieht, so unreinlich wirthschaften meistens die armen Weiber in ihren Hütten und rings um sie her. Gemeinlich treiben sich gesunde Kinder, in Lumpen gehüllt, um solche Wohnungen lustig durch die Gasse.»

Im übrigen finden wir noch statistische Angaben: Unter den Gebäuden mit Wohnungen besaßen 11 823 Ziegeldächer, 10 227 Strohdächer, eine Feststellung, die damals riesige Bedeutung hatte; denn Ziegeldächer bedeuteten allgemein Fortschritt und vor allem verringerte Feuersgefahr.

In einem besondern Kapitel erfahren wir den Vermögenszustand der Gemeinden: Zofingen ist die weitaus reichste Stadt, Gränichen das reichste Dorf. Was den Reichtum der Privatleute angeht, finden wir die Bemerkung: «Nur einigen der grossen Fabrikanten schreibt man ein Vermögen von 100 000 Franken und mehr zu. Ein Hausvater, der 60 000 Franken besitzt, wird zu den Reichen gezählt. Wer jährlich 2000 Franken auf sein Hauswesen zu verwenden vermag, gehört schon zu den wohlhabendsten

Bürgern. Nur wenige der angesehensten Kaufleute und Staatsbeamten dürfen sich solchen Aufwand gestatten.»

Vielsagend sind die Bemerkungen: «Viele Verkäufer von Lebensmitteln verteuern ihre Waaren auf's Äusserste, erlauben sich allerlei kleinliche Kniffe, und nehmen den Käufern übermässige Preise ab. Man kann sagen: Wer sein Einkommen auf mühsamste Weise erwirbt, muss es sich auf die eigennützigste Weise abdrücken lassen.»

«Niemanden gelingt es aber, seine Einnahmen so schnell zu heben als Wirthen, Metzgern und Bäckern, die zugleich Pintenschenken haben. Mit wenigen Ausnahmen sind nur sie im Stande, feilgewordene hübsche Häuser zu kaufen. Darum prangen jetzt an so mancher Ecke Speckseiten, Schinken und Würste. Unser Zeitalter, reich an politischen Neuigkeiten, lockt täglich Neugierige und weinfrohe Gäste an die geselligen Schenktische, wo der Trank gesprächig macht. Dadurch wird die Pintenwirthschaft das einträglichste Gewerbe. Die niedrigen Stände aber versplittern hier ihr karges Einkommen, so dass es fast nimmer hinreicht, ihre darbenden Familien zu ernähren...»

Schön sind die neuen weissen Häuser wohlhabender Landleute. Der Feldbau macht Fortschritte, nachdem, zum Teil schon unter den Bernern, die strengen Vorschriften der Dreifelderwirtschaft gemildert und schliesslich aufgehoben worden waren. Der Obstbau gedeiht: «Eine Menge gedörrter Kirschen, Pflaumen, Zwetschgen, trockene Birnen, dürre Äpfelschnitzchen geben schmackhafte Beiessen zum Rindfleische und zu den gerösteten Erdäpfeln. Fast überall liebt das Volk das Gericht «Stühl' und Bänk'», das heisst Birnschnitze mit Erdäpfelschmarren gebrätelt, oder auch Kartoffel-Bräusi mit Äpfelschnitzchen geröstet.» Ein Gericht, das wir auf dem Lande noch in meiner Jugendzeit genossen, ebenso eine Variante: Kartoffeln mit Süssäpfeln gemischt, die man ja heutzutage kaum mehr kennt.

Zum Obstbau gehört auch der Weinbau: «Während Frankreichs Heere auch der Schweiz eine Revolution brachten, fand der Wein überaus grossen Abgang. Die armen Weinbauern

konnten sich ein wenig erholen. Da glaubten kurzsichtige Speculanten, ein geringes Stück Reben, das kaum etwas mehr als eine Viertel-Juchart betrug, dürfte wohl mit 500 Franken bezahlt werden. Aber wie jammerten sie, als Bonaparte 1803 sein Heer zurückzog, die Weintrinker abnahmen, die Weinberge zu ihrem wahren Werthe herabsanken und die Zinse des Einkaufskapitals bald höher standen als der Ertrag.» Das erinnert durchaus und fatal an die allgemeine Lage der Landwirtschaft nach dem Ersten Weltkriege.

Der «Waldbau» gibt Bronner Anlass zu vielen statistischen und rechnerischen Ausführungen. Er bemerkt, dass die meisten Gemeinden ihre Bernerjucharten nicht auf neue Jucharten umrechnen können, und gibt Anleitung dazu.

Die «Viehzucht» begeistert ihn förmlich: «Bei ihm» (das heisst beim reichen und verständigen Bauern) «muss man das schöne Vieh suchen, welches die Fremden mit Wohlgefallen, ja mit Bewunderung betrachten; er ist der Erzieher des trefflichen Nachwuchses grosser Alpenkühe und der kräftigen Stiere fast so gross wie Elephanten.»

Das Kapitel «Jagd» beginnt mit sehr bemerkenswerten Feststellungen: «Zweifelhaft schien es, ob das Pachtsystem den Vorrang verdiene. Schon vor 1810 gefiel es einst der Mehrheit des Grossen Rathes, an die Stelle des Pachtsystemes zur Probe einmal das Patentsystem treten zu lassen. Welche widerliche Folgen hatte dieser Beschluss! Jeder Jagdliebhaber, alt oder jung, wagte ein paar Neuthaler daran, um ein Jagdpatent zu lösen, und lief mit der Flinte ins Freie, um zu schiessen was ihm zu Gesichte kam. Hasen und Füchse waren nach kurzer Zeit nirgends zu erblicken. Da durfte im Walde kein Häher schreien, kein Specht an Baumrinden hocken, kein Kukuk rufen, kein Eichhörnchen von Baum zu Baum hüpfen, alle wurden weggeschossen. Öde, still und traurig schwiegen die Gehölze... Man gab das verderbliche Patentsystem auf, und kehrte zum Revier- oder Pachtsystem zurück.»

Ein gewichtiges Kapitel ist überschrieben: «Handlung und Fabriken im Aargau.»

«Den innern Kleinhandel besorgten im 15. und 16. Jahrhundert grösstentheils fremde Gawertschi, die Anfangs aus Italien kamen, bald aber auch in der Schweiz ihre Nachahmer fanden. Sie hielten sich gerne in der Nähe angesehener Herren, z. B. in Reinach, oder in kleinen Städten auf, wie zu Aarau, und gaben sich mit Umwechselln kleiner Münzen, mit dem Verkaufe von Gewürzen, mit dem Vertrödeln täglich nöthiger Waaren, wohl auch mit Ausleihen geringer Geldsummen auf Pfänder ab; daher das Volk von ihrem Treiben eine verächtliche Meinung hegte und Scheu vor ihren betrügerischen Kunstgriffen trug. Doch gelangten mehrere zu einigem Wohlstande, und ihre Nachkommen erwarben sich Häuser und liegende Güter.» Gawertschi hiessen sie, so benannt nach Cahors, jener südfranzösischen Stadt, die im Mittelalter einer der Hauptsitze der südfranzösischen Wechsler war, die in Deutschland «Kawertschen» genannt wurden. Aus Gawertschi ist nebenbei der Familienname Gautschi entstanden.

Handel und Wandel hangen stark von einer Ordnung der Masse und Gewichte ab. Hier ist Bronner nun wirklich Fachmann, da er von der Regierung aus die im Aargau verwendeten Masse zu untersuchen hatte. Eine Andeutung der Verhältnisse, die er dabei antraf, will ich dem Leser nicht ersparen: «Im Aargau herrschte seit alten Zeiten von Städtchen zu Städtchen eine grosse Verschiedenheit von Massen und Gewichten, sodass unzählige Irrungen und Bevortheilungen, hiemit auch unzählige Streitigkeiten entstanden. Schon den 31. October 1809 liess die Regierung durch den damaligen Professor der Mathematik an der Kantonsschule (der diess schreibt) auf öffentlichem Markte am Stadtbache, in Gegenwart einiger Finanzbeamten, das Urmass des lautern Viertelsaumes von Aarau mit Beihülfe des Aräometers untersuchen. Das lautere Mass ward = 72,622 Par. Kubikzolle gefunden.

Im Mai 1823 erhielt derselbe den Auftrag, in allen Bezirken des Kantons Aargau die sämmtlichen Masse und Gewichte der Städte und Marktflecken genau zu untersuchen und ihren wahren Gehalt ausfündig zu machen. . . In Rheinfeldern begann das

mühsame Geschäft. Man brachte ihm hier sehr wohlbestellte kegelförmige Urmasse für Flüssigkeiten, Einsatzgewichte mit der Aufschrift: Justiertes Rötteler Gewicht und einen wohlgemachten Wien. Fuss. Die sehr kurze Elle musste er an der Rathhaustür abmessen. Für Wein hatte man nicht nur ein Stadtgemäss, sondern auch ein Landgemäss. Die trockene Frucht ward nach Vienzel (Vierenzel) und Säcken gemessen. . .

Zu Laufenburg und an den meisten andern Orten brachte man meistens einen Haufen grosse und kleine Pfannen herbei, welche die Muttermasse vorstellten. Legte man diese unförmlichen Gefässe mit der Mündung verkehrt auf einen ebenen Tisch, so stand der Rand da und dort so weit vom Tische ab, dass man fast mit dem kleinen Finger darunter fahren konnte, indess andere Randtheile die Fläche berührten. Viele waren sehr unregelmässig bauchig, so dass an kein Messen zu denken war; nur das Wägen jetzt der leeren, dann auch des mit Wasser gefüllten Gefässes versprach annähernde Ergebnisse. Meistens waren die Resultate der grossen und kleinen Gefässe bedeutend verschieden; man musste die der grössern und besser gearbeiteten vorziehen.

An einigen Orten wollten die kleinstädtischen Ortsvorsteher die wahren Urmasse erst nicht vorzeigen; es brauchte viel Geredes, ehe sie zum Vorscheine kamen. . . Je dunkler es in einem Städtchen aussah, desto grösser war die Mühe die ächten Muttermasse ans Licht zu bringen.»

Charles Tschopp

So viel vom 1. Band; der 2. soll im Neujahrsblatt für 1971 besprochen werden.